

EMMANUEL  
BOVE  
FLUCHT

EDITION  
diá

# EMMANUEL BOVE

## Flucht

Erzählung

Aus dem Französischen  
von Martin Hennig

Edition diá

Im Wartezimmer des Advokaten Agostini war die ursprüngliche Ordnung im Laufe der Jahre einer gewissen Nachlässigkeit gewichen. Die Zeitschriften auf der Konsole stammten noch aus der Zeit des Waffenstillstands von 1918. Kleine Geschütze aus Bronze, die der Advokat aus seiner Wohnung verbannt hatte, zierten den Kamin. Auf dem Sims lag eine dichte Staubschicht. Im Winter brannte inmitten dieses verblichenen Prunks nur ein lächerlicher Gasofen. Alles schien feucht zu sein. Man hätte sich in eins jener Häuschen versetzt fühlen können, die, etwas verloren am Rand eines Grundstücks gelegen, als Liebesnest dienen. Durch dieses triste Vorzimmer waren schon die verschiedensten menschlichen Schicksale gezogen. Den Advokaten Agostini ließen sie längst gleichgültig. Berufe, die viel Abwechslung mit sich bringen, ermüden oft jene, die sie ausüben, über die Maßen. Ärzte, Gefängniswärter oder Richter lassen sich nur für kurze Zeit von den Leiden der Menschheit bewegen. Und so war auch Agostini zu Anfang wie die meisten seiner Kollegen vom Glauben an seinen Beruf beseelt gewesen. Er hatte in einem höheren Auftrag zu handeln geglaubt. Demjenigen zu helfen, der gestrauchelt war, das war ihm als eins der vornehmsten Ziele erschienen. Bereits als Gymnasiast, verwöhnt im Schoß einer wohlhabenden Familie lebend, sah er sich das Gericht maßregeln.

»Dieser Mann«, schrie er im Bett, kurz bevor ihm die Augen zufielen, »ist nicht verantwortlich für das Verbrechen, dessen man ihn anklagt!« Er ging dann zurück bis zum Anbeginn der Welt. »Die ersten menschlichen Wesen stellten Waffen aus Feuerstein her. Stets auf der Hut, mussten sie kämpfen, um Frau

und Kinder zu verteidigen. Wenn auf uns eine solche Erbschaft lastet, wie können Sie, meine Herren Richter, in Ihrem Herzen so ohne tiefes Mitleid sein?« Statt auf den Fakten herumzureiten, wollte er die Verhandlung auf höherer Ebene führen und der Justiz selbst den Prozess machen. Er konstruierte aussichtslose Rechtsfälle, erzählte von Mordtaten, die sorgfältig geplant und mit empörendem Zynismus ausgeführt worden waren – einzig aus Lust an glänzenden Plädoyers. Beglückt vom erzielten Freispruch, schlief er endlich ein.

Doch mit der Zeit war die Flamme der Begeisterung erloschen. Die Mahnungen des Gerichtspräsidenten, realistisch zu bleiben, die Ironie der eifersüchtigen Kollegen, die Zwischenrufe des feindseligen Publikums in Augenblicken, da er zu ihm sprach, und schließlich das Misstrauen und die Verschlagenheit gerade der Angeklagten, an deren Schicksal er teilhaben wollte, dämpften nach und nach seinen Eifer. Jetzt fanden sich weder unter den Klienten, die ihn aufsuchten, noch unter den Gefangenen, mit denen er sich in den Besuchszimmern der Gefängnisse traf, Gestalten von Format. Ihm schienen die Verbrecher und Gestrauchelten alle gleich. Wie es für die einzelnen Blumen Familien gibt, so kennt die Justiz ein Ordnungsprinzip, das die Unendlichkeit der strafbaren Handlungen zu klassifizieren weiß. Bewegt sich ein Fall zwischen zwei möglichen Schablonen, hängt es von der augenblicklichen Gemütsregung ab, welcher er zugeordnet wird. Die Notwendigkeit zur Vereinfachung, Überdruß und Einförmigkeit vergrößern diese Unterteilungen zusätzlich, und zwar in einem solchen Ausmaß, dass schließlich jeder Gefängnisinsasse entweder ein Dieb oder ein Mörder ist. So weit war es mit dem Advokaten Agostini gekommen. Es war ihm nicht gelungen, der Routine oder der *déformation professionnelle* Widerstand entgegenzusetzen. Der Justizpalast war für ihn zu einer Welt wie jede andere geworden, mit dem einzigen Unterschied, dass man sich in ihr förmlicher, vorsichtiger und aufmerksamer bewegen musste.

An einem Julimorgen verlangte ein junges Mädchen Agostini zu sprechen. Sie schien um die zwanzig zu sein, war ziemlich hübsch und elegant gekleidet. Auf ihrem Gesicht spiegelte sich eine tiefe Unruhe. Trotz der wiederholten Bitte des Dienstmädchens setzte sie sich nicht. Allein gelassen lief sie im Wartezimmer hastig hin und her und hustete. Ihre Nervosität war offenkundig. Nicht einen Blick warf sie auf die Einrichtung. Sie benahm sich in dem Zimmer, als habe man sie mit verbundenen Augen hereingeführt. Gelegentlich hielt sie inne vor dem großen Spiegel über dem Kamin. Man konnte sich darin schlecht sehen, denn der Spiegel lag im Dunkeln. Jedes Mal, wenn sie davorstand, versuchte sie eine neue Pose. Trotz ihrer Aufregung nahm sie sich offensichtlich vor, Agostini zu gefallen. In jeder Frau, die darauf wartet, irgendwo vorgestellt oder eingeführt zu werden, erwacht die Eitelkeit aufs Neue. Das ist ein Augenblick, den sie bereits aus ihrer Vorstellung kennt, jener Augenblick, da eine schwere Tür sich öffnet und ein Mann erscheint, von dem vieles abhängt, der zur Seite tritt und nur sagt: »Darf ich Sie bitten einzutreten, Madame ...«

Auf einmal öffnete sich besagte Tür. Das Mädchen stellte fest, dass es sich um eine Doppeltür handelte; erst dann bemerkte sie den Advokaten, einen etwa vierzigjährigen Mann mit gelblicher Gesichtsfarbe und kurzgeschnittenem schwarzen Schnurrbart. An seiner Weste baumelte ein Monokel. In seinem schwarzen Haar zeigten sich helle Flecken beginnender Kahlheit. Er verneigte sich leicht und warf einen Blick über den Raum, in dem sich zu seinem großen Bedauern nur die eine Besucherin befand. Wortlos hielt er mit gestrecktem Arm den einen Türflügel auf – denn die Schließvorrichtung der Tür ging schwer –, während er mit dem linken Fuß den andern Türflügel zurückhielt, bis das Mädchen bei ihm angelangt war.

Gewöhnlich empfing er die Klienten mit den Worten: »Wollen Sie so gut sein und mir folgen.« Heute aber, nach dem Kampf mit der Tür, schwieg er.

Nachdem die Unbekannte das Büro betreten hatte, stand sie reglos da. Sie sah bleich aus. Obwohl sie die Lippen laufend netzte, waren sie mit Runzeln überzogen. Maître Agostini bot ihr einen Sessel an. Wie ein Theaterdirektor stellte er sich hinter den Sessel, reckte sich über die Lehne und kehrte erst an sein Pult zurück, nachdem die Besucherin sich gesetzt hatte.

– Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs, Mademoiselle?, fragte er in ernstem Ton.

Die Nähe zu Laster und Ruchlosigkeit, wie Juristen sie erleben, hat auf sie ebenso wenig Einfluss wie auf Mediziner die dauernde Berührung mit körperlichen Gebrechen und dem Tod. Nur weil ihr Beruf sie in die Nachbarschaft von menschlichem Elend rückt, können sie gleichwohl Konvention und Würde nicht über Bord werfen. Sie sind eben auch nur Menschen. Wenn es auch Zufall war, persönliche Neigung oder der Wunsch der Familie, der ihnen die berufliche Richtung wies, so darf man doch ihr Sendungsbewusstsein nicht vergessen.

Das Mädchen gab keine Antwort. Die Worte des Advokaten berührten sie peinlich. Sie war gekommen, um Schutz und Geborgenheit zu finden, und traf stattdessen auf einen Mann, der sich selbstgefällig, förmlich, ja allwissend benahm, noch bevor er sich nach dem Grund ihres Besuchs erkundigt hatte.

– Wenn Sie eine gewisse Aufregung empfinden, fuhr er fort, lassen Sie sich Zeit, sammeln Sie Ihre Gedanken, überlegen Sie.

– Ich komme auf Empfehlung von Madame Rouaix, sagte das Mädchen nach einer Weile. – Sie hat mir geraten, mich an Sie zu wenden.

– Madame Rouaix ... Rouaix ... R... war das nicht ...?

– Als sie sich scheiden ließ, haben Sie ...

– Ach ja, ich erinnere mich. Verzeihen Sie mir. Ich bin wie ein Arzt, der sich nur an die Krankheiten erinnert. Ich habe so viele Fälle und Namen im Kopf, dass ein armseliges Menschengehirn dafür nicht ausreicht. Wann wird man endlich eine Maschine erfinden, die das Gedächtnis ersetzt. Das wäre doch eine

nützliche Erfindung, wesentlich nützlicher als jene andern, die heutzutage unser Leben nur komplizieren.

– Madame Rouaix hat mich gezwungen, Sie aufzusuchen.

– Aber Sie, Sie sind Mademoiselle Assolant, sagte er und nahm das Formular, das das Mädchen ausgefüllt hatte.

Agostini empfand es nicht im Geringsten als sonderbar, dass Mme. Rouaix einen Zwang ausgeübt haben sollte. Er war es gewohnt, mit Bitten überhäuft zu werden. Überall hielt man ihn am Ärmel zurück, versuchte, ihn noch auf seinem Weg zum Wagen für sich zu gewinnen, und flehte ihn um Hilfe an. So kam es ihm völlig natürlich vor, dass diese Mme. Rouaix, an die er sich im Übrigen sehr genau erinnerte, das Mädchen gedrängt hatte, ihn aufzusuchen.

– Nun, worum geht es denn, mein Kind?, fragte er väterlich.

– Es geht ...

Louise Assolant konnte nicht weitersprechen. Sie zitterte am ganzen Körper und keuchte vor Aufregung.

– Nehmen Sie sich doch zusammen, Mademoiselle! Ich habe nicht den Eindruck, dass Sie derart Schlimmes auf dem Gewissen haben.

Mlle. Assolant drehte sich zum Fenster. Auf der Straße schien die Sonne. Sie nahm sie nicht wahr. Ihr Gesicht hellte sich unerwartet auf. Langsam neigte sie ihren Kopf. Sie hob die Augen und blickte den Advokaten an.

– Doch, sagte sie einfach.

– Was?

– Madame Rouaix weiß es. Sie weiß alles.

– Lassen Sie Madame Rouaix aus dem Spiel.

Das Mädchen fing wieder an zu zittern. Ihre Anwesenheit in dieser Kanzlei erschien ihr unglaublich. Vergeblich versuchte sie, ihre verzerrten Gesichtszüge, die nach und nach ihren Mund, ihre Wangen und ihr Kinn hässlich machten, zu glätten.

Maître Agostini begann diesen Besuch ernster zu nehmen. Es fiel ihm auf, dass die Schuhe von Louise Assolant abgetreten

und die Farben ihres eleganten Kleids verschossen waren. »Ein Mädchen aus gutem Hause, die ihrem Liebhaber gefolgt ist. Sie hat irgendeinen Skandal angezettelt. Vielleicht braucht sie Geld? Wahrscheinlich ist das alles nicht ganz harmlos, aber auch nicht sehr schlimm. Irgendeine Geschichte.«

– Hören Sie, Mademoiselle, sagte der Advokat, – ich habe nicht allzu viel Zeit. Erzählen Sie mir bitte kurz, warum Sie zu mir gekommen sind. Sollte Ihnen das unangenehm sein, schreiben Sie mir. Hierher oder an den Justizpalast, was Ihnen lieber ist.

Als ob die Furcht vor dem Alleinsein sie wieder aufrichten würde, veränderte Louise Assolant ihre Haltung. Nervosität und Unrast wichen mit einem Schlag, und Ruhe und Entschiedenheit traten ein. Sie stand auf, setzte sich wieder und fing auf einmal zu sprechen an:

– Ich muss Ihnen, Monsieur, alles erzählen: Ich bin verloren. Ich weiß nicht, was aus mir werden wird. Seit drei Tagen bin ich nicht mehr nach Hause zu meinen Eltern gegangen. Ich kann nicht mehr. Madame Rouaix, der ich alles erzählt habe, hat mich mit dem Wagen bis vor Ihre Tür gefahren. Sie hat mir gesagt, dass einzig Sie mich vor der Schande bewahren könnten. Ich flehe Sie an, das alles muss unter uns bleiben, meine Eltern dürfen nichts erfahren. Ich versichere Sie meiner ewigen Dankbarkeit, ich schwöre es Ihnen. Mama, Mama ... ersparen Sie es ihr. Wenn nicht – ich glaube, ich könnte nicht weiterleben ... Mir ist, als würde ich verrückt. Seit drei Tagen habe ich kaum eine Stunde geschlafen ... Ich weiß nicht mehr wohin ... Hören Sie, Monsieur, wenn Sie nichts für mich tun, wird man nichts mehr von mir hören. Ich werde mich umbringen.

– Aber, ich bitte Sie, Mademoiselle.

– Ich werde mich umbringen ... Man hat mich in Ehrbarkeit erzogen, zur Hochachtung gegenüber meiner Familie ... Ich sage Ihnen, dass ich mich umbringe. Mein Leben ist zerstört. Ich bin eine Diebin. Ich habe einen Pelz gestohlen. Ich konnte nicht

widerstehen, ihn mir zu nehmen. Dabei wurde ich beobachtet und erwischt. Schließlich wurde ich zum Direktor gebracht. Es ist im »Printemps« passiert. Es ist Anzeige erstattet worden. Sie haben meinen Namen notiert, meine Adresse, und sie werden bestimmt meine Familie informieren.

– Wurden Sie auf das Kommissariat gebracht?, wollte Agostini wissen.

– Aber natürlich.

– Haben Sie den Kommissar gesehen?

Diese Frage schien Louise Assolant zu verblüffen. Auf einmal mochte sie nicht mehr reden. Unerwartet trotzig überließ sie es ihrem Zuhörer, die Angelegenheit weiter zu ergründen.

– Ist ein Verfahren eingeleitet worden? Nur das ist von Bedeutung.

– Ich weiß es nicht.

– Haben Sie auf dem Kommissariat etwas unterschrieben?

– Ja.

– Ah! Dann ist es doch etwas heikler. Wissen Sie noch, was Sie unterschrieben haben?

– Ich habe es nicht gelesen. Ich war wie verrückt vor Angst. Ich dachte, man würde mich ins Gefängnis stecken und ich würde meine Familie nie wiedersehen, ich würde sterben.

– Den Pelz haben Sie selbstverständlich zurückgegeben?

– Ja ... man hat ihn mir abgenommen.

– Wie lautet Ihre Adresse?

– Ich habe keine Adresse mehr. Ich bin nicht mehr heimgegangen seit ... In der Rue Saint-André-des-Arts habe ich ein Zimmer in einem Hotel. Dort werde ich langsam dahinsterven, nein ... ich werde mich vergiften.

– Aber die Adresse Ihrer Eltern?

– Avenue de La Bourdonnais, zwanzig, vierzig ...

– Zwanzig oder vierzig?

– Vierzig.

– Hören Sie, Mademoiselle, es bleibt mir nichts anderes

übrig, als Sie nach Hause zu bringen. Diese Geschichte wird keinerlei Folgen haben. Ich werde persönlich zum Direktor des »Printemps« gehen. Man wird die Strafverfolgung einstellen. Aber Sie werden sicher verstehen, dass wir dieses Abenteuer Ihren Eltern nicht länger verheimlichen können. Bestimmt sind sie längst benachrichtigt und beim Distrikt des Quartier Haussmann vorgeladen worden. Ich verstehe allerdings nicht, dass Madame Rouaix nicht bedacht hat, Ihre Eltern zu verständigen. Sie stehen gewiss schreckliche Ängste aus. Wir müssen sie schleunigst beruhigen. Der Steckbrief Ihrer Vermisstenanzeige hängt bestimmt überall, also wird man Sie ohnehin bald aufgreifen. Bringen wir die Sache besser gleich hinter uns. Ich verspreche Ihnen, alles wird sich regeln. Sie machen sich unnötige Sorgen. Was Sie da angestellt haben, das ist kein Diebstahl, sondern ein dummer Streich. Sie sind an diesem Pelz vorbeigekommen und haben ihn gegen Ihren Willen genommen. Wenn man Sie nicht ertappt hätte, wäre ich sicher, dass Sie ihn als erste zurückgebracht hätten. So etwas kommt oft vor. Ich werde Sie einfach zu Ihren Eltern zurückbringen und mit Ihrem Herrn Vater sprechen. (Um die Angelegenheit zu einem guten Ende zu führen, muss ich ohnehin mit ihm in Verbindung stehen.) Er wird sicher Verständnis haben. Er wird der Erste sein, der sich über Ihr Schelmenstück amüsiert.

– Sie kennen meinen Vater nicht.

– Auf jeden Fall werde ich die Sache regeln. Auch wenn es Ihrem Vater weh tut, ist ein Geständnis das Beste in seinem Interesse, ebenso wie in Ihrem und meinem.

Als sie sich ausgesprochen hatte, schien Louise Assolant erleichtert zu sein. Der Rede des Advokaten schenkte sie ihre ganze Aufmerksamkeit, bemühte sich, alles zu verstehen und ihm nicht ins Wort zu fallen. Er jedoch schien ihre Anstrengung nicht zu bemerken. Er genoss es, Zuflucht zu bieten, und hörte sich selbst beim Reden zu. Lieber wiederholte er einen seiner Sätze, als dass er geschwiegen hätte.

Er stand auf, sah auf die Uhr und näherte sich dem Mädchen.

– Kommen Sie, ich begleite Sie.

– Sie begleiten mich?

– Gewiss ... zu Ihren Eltern.

Es kam ihm nicht in den Sinn, dass sie seinen Vorschlag ablehnen würde, nachdem sie ihm voll Hingabe und Aufmerksamkeit zugehört hatte. Er klingelte nach dem Dienstmädchen.

– Rufen Sie bitte ein Taxi!

Louise Assolant schwieg eine Weile. Auf einmal erklärte sie:

– Ich komme nicht mit, Monsieur.

Er blickte sie überrascht an.

– Aber es ist doch alles eingefädelt. Morgen wird niemand mehr von dieser Geschichte sprechen. Sie überschätzen die Bedeutung Ihrer Tat.

Das Mädchen hörte dem Advokaten nicht mehr zu. Sie dachte wohl an ihre Familie, an ihre Freundinnen und plötzlich wieder an ihre Missetat.

– Nein, ich gehe nicht nach Hause, stammelte sie. – Ich kann nicht zurückkehren. Wenn mein Vater davon erfährt, wird er daran sterben. Mein Gott, was soll aus mir werden? Schwören Sie mir, meinen Eltern nichts von meinem Besuch zu erzählen. Schwören Sie, ich flehe Sie an.

– Es ist meine Pflicht und in Ihrem Interesse. Nach allem, was Sie mir gestanden haben, bin ich von Gesetzes wegen gezwungen, Ihre Eltern zu informieren.

Einige Minuten später meldete das Zimmermädchen, dass ein Taxi vor dem Haus warte.

– Kommen Sie, Mademoiselle. Sie werden es nicht bereuen, auf mich gehört zu haben. Ich versichere es Ihnen.

Louise Assolant schien sich in ihr Schicksal zu ergeben. Sie gab keine Antwort. Während sie Agostini folgte, rieb sie sich mit einem kleinen Taschentuch die Augen.

Aber als sie auf der Straße stand, straffte sich ihr Körper. Sie reckte ihr Kinn und sah den Advokaten mit einem schrecker-

füllten Blick an. Sie sog die frische Luft ein. In dem Augenblick, als er die Tür des Taxis für sie öffnete, rannte sie, so schnell sie konnte, davon.

\* \* \*

Obwohl sie älter wirkte, war Louise Assolant erst siebzehn Jahre alt. Ihr Vater, ein ehemaliger Ingenieur, hatte seinerzeit die Pläne des berühmten Viadukts von Sarrebourg gezeichnet. Mittlerweile waren seine Haare grau geworden. Er war einer jener Männer, denen die Achtung vor einem Versprechen, Ehre und Rechtschaffenheit als so selbstverständliche Tugenden gelten, dass sie unfähig sind, sich auch nur die kleinste Unehrllichkeit zuschulden kommen zu lassen. Schlich sich einmal ein boshafter Gedanke bei ihm ein, entledigte er sich seiner ohne Scham mit der gleichen Logik und Ruhe, mit der er einer Krankheit begegnet wäre, oder einer Wunde, die einfach wieder heilen musste. Er verfügte über einen unerschütterlichen Glauben an die Neurologie, vertiefte sich in Handbücher über Geisteskrankheiten und begeisterte sich für Heilerfolge, die durch eine Therapie aus Überredungskunst und guter Laune erfolgt waren. Nichts interessierte ihn mehr als die Phantasien und das Privatleben bestimmter Schauspieler. Den Unterstellungen der Klatschspalten jedoch schenkte er keinen Glauben. Als einem Parlamentarier Unterschlagungen nachgewiesen wurden, verfiel er in tiefe Traurigkeit. Sein ganzes Leben lang hatte er die Männer der Macht von unten betrachtet, in der Überzeugung, dass er aus demselben Holz wie sie geschnitzt war und dass ihn nur ein missgünstiges Schicksal von ihnen trennte. Bei der Einweihung des Viaduktes von Sarrebourg hatte ihm der Minister für öffentliche Arbeiten seine herzlichen Glückwünsche ausgesprochen. Als man diesen Minister 1917 wegen Spionageverdacht verhaftete, war das Assolant so nahegegangen, dass er krank wurde.

Seine Gattin jedoch hatte andere Sorgen. Sie träumte von ge-

sellschaftlichem Ansehen. Wenn sie ihren Mann zu den Martin, den Soleillet oder zu den Vigeac begleitete, die alle in besseren Kreisen verkehrten, war sie nicht wiederzuerkennen. Gewöhnlich langweilten sie Gespräche. Kam sie mit Leuten von niedrigerem Stand zusammen, gab sie sich steif und unnahbar. Doch kaum hatte sie einen der vornehmen Salons betreten, war sie von pulsierender Lebenslust erfüllt. Sie vergaß darüber, was sie sagte und was sie tat. Ihren Gatten beachtete sie nicht mehr. Sie lächelte unaufhörlich, sogar dann, wenn sie zu den Hausangestellten sprach. Sie wollte überall gleichzeitig sein, sich mit allen Gästen unterhalten und über jeden Scherz mitlachen. Immer noch hübsch, schminkte sie sich wie eine junge Frau, redete von Abmagerungsdiät, von Tennis oder vom Kanufahren. Sie hatte keine Ahnung von diesen Sportarten, schien sich aber auszukennen und überspielte ihre Unkenntnis der Spielregeln und der Fachausdrücke mit einem überbordenden Enthusiasmus.

»Ich schwöre Ihnen, diesen Sommer werde ich meinen Mann zum Bergsteigen überreden. Es ist so gesund und so jugendlich. Ich liebe diesen Sport, ich liebe jeden Sport.«

Weniger Begeisterung zeigte sie hingegen, wenn sie von ihrer Tochter sprach. Sie hatte sich immer einen Knaben gewünscht. »Nichts ist schöner für eine Mutter als ein erwachsener Sohn. Diese Kleine ist ja lieb, aber schon so sehr ein Weibchen. Welches Pech, warum hat die Natur mich nicht erhört? Ein erwachsener Sohn ist zuvorkommend und zärtlich zu seiner Mutter ... während eine Tochter ... um sie muss man sich immer sorgen ... sie kann sich ja nicht wehren. Und obendrein, wissen Sie, ist Louise sehr verschlossen. Ich habe noch nie ein Mädchen gesehen wie sie. In diesem Alter ist man recht schwärmerisch. Ein Junge versteht es, sich zu wehren. Am Abend kommt er vielleicht blutend nach Hause, aber er beklagt sich nicht.«

Zwischen M. und Mme. Assolant entzündeten sich häufig Streitereien, die Louise betrafen. Er warf seiner Frau stets vor, sie kümmere sich nicht um das Kind.